

The background of the book cover is a photograph of a weeping willow tree with long, thin branches and dense green leaves hanging over a body of water. The water is calm, reflecting the greenery. The text is overlaid on this image in a yellow, serif font.

Rainer Gross

Im Herz aller
Dinge

Eine Lebensgeschichte
Band 2

Roman

Ein Suchender. Ein Träumer, ein Dichter, ein Philosoph. Ein Springinsfeld und Taugenichts. Ein Student und Scholar. Motorradfahrer, Teetrinker und Pfeifenraucher. Eine Hochsensible Person. Ein Borderliner. Ein Rebell mit verstecktem Philisterwunsch. Japan-Fan und Zen-Buddhist. Atheist und Mystiker. Fabrikarbeiter, VHS-Dozent, Geldbote. Selbstmordkandidat. Bach-Liebhaber. Grüne-Wähler – dies alles ist oder war Joachim Klein.

Der vorliegende Roman berichtet aus seinem Leben, die Studentenjahre 1984 bis 1992.

Warum? Weil ich denke, dass seine Person und seine Geschichte eine ausführliche Darstellung verdient haben.

Rainer Gross, Jahrgang 1962, geboren in Reutlingen, studierte Philosophie und Literaturwissenschaft. Heute lebt er mit seiner Frau als freier Schriftsteller wieder in seiner Heimatstadt.

Bisher u.a. erschienen: Grafeneck (2007, Glauser-Debüt-Preis 2008); Weiße Nächte (2008); Kettenacker (2011); Kelterblut (2012); Die Welt meiner Schwestern (2014); Yûomo (2014); Haus der Stille (2014); Schrödingers Kätzchen (2015); Haut (2015); My sweet Lord (2016); Die sechzigste Ansicht des Berges Fuji (2017); In der fernen Stadt (2017); Räucherstäbchenjahre (2018); Der Teehändler (2019); Er sollte nicht ahnen (2019); Lebkuchenstadt (2020); Schatzkiste (2020); Ein Nachmittag am Bondi Beach (2020). Flieg zum Regenbogen (2020); Frühling auf Helgoland (2020); Sommer auf Helgoland (2020).

Liebe deine Geschichte, denn sie ist der Weg, den Gott mit dir gegangen ist.

LEO TOLSTOI

Inhalt:

Vorwort

Studentenjahre 1984 - 1992

1. Universität die Zweite

2. De Bello Gallico

3. Campus für Christus

5. Der alte Weiher

5. Schafgarbenstängel

6. Wer in Tempeln denkt

7. Zen

8. Vergissmeinnicht

9. Roseburg

10. Wiedersehen

11. Laotse am Hohenstein

12. Dr. Wolff

13. Namenlosigkeit

14. Zauberwort

15. Schorsch

16. Heimat

17. Märchenland

18. Mittsommer

19. Universalpoesie

20. Menage à trois

21. Lesung

22. Zeugen Jehovas

23. Herbst

23. Frauenhaus

24. Die Anwesenheit
25. Dom zu Eichstätt
26. Heidegger
27. Kloster Beuron
28. Nordkap
29. Jutta
30. Die Mauer
31. Magisterarbeit
32. Erinnerung an sich selbst
33. Spiel auf, Floritzel
34. Zeichen am Weg
35. Heuneburg
36. Hälfte des Lebens
37. Heiligkreuztal
38. Salmendinger Kapelle
39. Abschied
40. Drogeriemarkt
41. Advent
42. Heilige Nacht
43. Silvester
44. Der Verleger
45. Golfkrieg
46. Am Tor zur Welt
47. Småland
48. Schwester Laetitia
49. Dom zu Speyer
50. Felsenmoment
51. Sattlerkapelle
52. Magister Artium
53. Das Geheimnis
54. Das Feldkreuz

55. Assessment Center
56. Ende und Anfang

Vorwort

»Ich plane meine Memoiren«, sagte mein Freund Joachim Klein vor ein paar Jahren zu mir. »Und du sollst sie schreiben. Ich bin Schriftsteller wie du. Aber das kann ich nicht.«

Ich war einverstanden, und so erzählte er mir in zahlreichen Treffen sein bisheriges Leben. Ich machte mir Notizen, fragte nach, ordnete chronologisch und entwarf den Text. Wir besprachen ihn gemeinsam, diskutierten darüber und einigten uns immer.

Im vorigen Band *Flieg zum Regenbogen - Eine Lebensgeschichte 1* habe ich von Joachims Kindheit und Jugend erzählt. In diesem Roman erzähle ich nun die Studentenjahre 1984 bis 1992. Es ist immer eine Herausforderung, aus dem Leben einer wirklichen Person zu erzählen. Der Stoff ist vielfältig, die Zusammenhänge sind komplex, und das Bild, das man von der Person zeichnet, ist immer subjektiv und Stückwerk.

Dennoch habe ich versucht, dieses Buch ehrlich und wahrhaftig zu schreiben. Die geschilderten Ereignisse haben alle stattgefunden, und doch musste ich eine stimmige Geschichte daraus machen, was bedeutete: Zusammenhänge vereinfachen, Stoff auswählen, alternative Aspekte ignorieren.

So ist die Geschichte über Joachim Klein beides: fiktiv und biografisch, erfunden und real. Bei all dem kam es mir darauf an, Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, den Menschen Joachim Klein nahe zu bringen, aus dem Grund, weil ich

denke, dass er und seine Geschichte eine ausführliche Darstellung verdient haben.

Reutlingen, Oktober 2020

**Studentenjahre
1984 - 1992**

1 Universität die Zweite

Im März des nächsten Jahres schrieb sich Joachim wieder zum Philosophie-Studium ein. Mit dem zweiten Hauptfach Kunstgeschichte.

Er besuchte eine Vorlesung über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts und ein Seminar über Karikatur.

Im nächsten Semester besann er sich und kehrte zurück zu seinem Lieblingsfach. Er wechselte im zweiten Hauptfach zu Germanistik und hatte vor, nach dem Grundstudium sich auf Neuere Deutsche Literaturwissenschaft zu konzentrieren.

Jetzt, im Sommer 1984, war alles wieder im Lot.

Joachim konnte in Ruhe weiterstudieren.

Im Sommer bummelte Joachim durch die mittelalterlichen Gassen Tübingens.

Überall saßen Studenten. Er ging in die Mensa gleich neben der Zentralen Verwaltung und aß günstig zu Mittag.

Er betrat die Neue Aula, den klassizistischen Tempel der Weisheit, und wandelte zwischen Marmorbüsten durch die hehren Hallen.

Vor der Mensa reihten sich die Stände der Hochschulgruppen und hielten ihre Pamphlete und Weltanschauungen feil.

Etwa die MLPD mit ihrem Slogan *Die Kosten der Freiheit* oder Campus für Christus.

Er arbeitete sich in die Kataloge der Bibliothek ein. Nachmittags saß er überm Neckar unter Platanen, das altehrwürdige Gebäude der Artistenfakultät in seinem Rücken.

In die Burse ging er gern. Ein mittelalterlicher Kornspeicher mit altem Gebälk und rauverputzten Wänden. Die Stiegen ächzten und die Dielenböden knarrten.

So manche Stunde verbrachte er unter den Platanen, blickte hinunter in die Neckargärten, auf den schiefergrünen Fluss, auf dem Schwäne, Enten und Stocherkähne unterwegs waren.

Er versuchte, sich in einen der großen Denker hinein zu finden, Zeile für Zeile.

In den Fenstern saßen Studenten, lässig, und der gesprühte Stern der *Ernst-Bloch-Fakultät* zierte die Wand am Treppenaufgang.

Er stöberte in den Buchläden nach Literatur. Er fand Eichendorffs *Taugenichts* oder Kants *Prolegomena*.

Er las die Ankündigung des kleinen Zimmertheaters im Gewölbekeller gleich neben Hölderlins Turm.

Er wusste, dass man Stocherkähne nur fahren konnte, wenn man Beziehungen zu einem Verbindungsmitglied der Burschenschaften hatte. Diese Klüngelei war ihm zu sehr zuwider, als dass er sich darum bemüht hätte.

Er saß allein in den Seminaren. Er lernte Mitstudenten kennen, doch das lockere Treiben der Gruppen und Grüppchen, die selbstverständliche Gemeinschaft unter Studierenden blieb ihm verschlossen.

Niemand traf sich mit ihm in einem Dachzimmer hinter Kaktus und Häkelgardinen.

Niemand lud ihn zu Arbeit und Gespräch ein.

Und niemand nahm ihn spontan zum Mittagessen in seine Bude mit.

Einmal nur traf er Stefan Mauer wieder, in der Mensa. Dann verlor er ihn aus den Augen. Er war der Einzige seines Jahrgangs, den er an der Uni traf.

Wenn er keine Vorlesungen mehr hatte, fuhr er nach Hause. Er war nicht dabei, wenn in den WGs oder

Fachschaftshäusern abends Feste gefeiert wurden.
Davon, Frauen kennen zu lernen, ganz zu schweigen.

Er hatte es sich auf der Uni ein bisschen wie auf dem Campus einer amerikanischen Universität vorgestellt.

Aber in Tübingen gab es kein ausgewiesenes Universitätsgelände. Da war alles über die kleine Stadt verstreut in lauter einzelnen Gebäuden.

Nur das Neuphilologicum im Brechtbau hatte so etwas wie Stallgeruch. Und oben auf der Morgenstelle beim Botanischen Garten, wo die Naturwissenschaften untergebracht waren.

Im Botanischen Garten mit seinen tropischen Gewächshäusern fand er eine Zuflucht, weit weg vom Getriebe der Unterstadt. Manchen vorlesungsfreien Mittag verbrachte er dort zwischen Pampagras und Rhododendron und hing seinem Fernweh nach.

Im fünften Semester Philosophie musste er feststellen, dass er immer noch zu wenig wusste.

Ihm fehlte der Hintergrund, um die einzelnen philosophischen Denker und Denkrichtungen einzuordnen.

Er hatte das Gefühl, dass seine Kommilitonen allesamt mehr gelesen hatten als er.

In den Seminaren stellte sich oft heraus, dass der Eine dieses kannte und der Andere jenes, von dem Joachim noch nie gehört hatte.

Joachim fühlte sich dann wie ein Anfänger. Manchmal traute er sich gar nicht, den Mund aufzumachen.

Bald konnte er sich nicht mehr damit heraus reden, dass er ja im Grundstudium war.

Manchmal fragte er sich, wie er jemals die Prüfungen schaffen sollte.

Zum Glück bestand die Zwischenprüfung nur darin, dass er die erforderlichen Scheine vorlegen musste.

Seine Hausarbeiten waren sehr gut, Referate fielen ihm leicht, und den Vorlesungen konnte er gut folgen.

Er ahnte, dass die Philosophie als Wissenschaft den ganzen Menschen forderte. Dass er sich ihr ganz hingeben müsste, um sie professionell betreiben zu können. Ein Lebensinhalt.

Aber das wollte er gar nicht.

Er wollte kein Universitätsdozent werden. Er wollte nicht seine Zeit mit Forschungen zu Hegel oder Fachtagungen über Ästhetik verbringen.

Die Philosophie war für ihn nur ein Weg. Das Ziel hingegen war die Wahrheit.

Deshalb machte er sich keine Gedanken um den Abschluss des Studiums. Der war noch fern. Erst einmal war er froh, dass er den Eintritt in die Arbeitswelt hinaus schieben konnte.

Dass er sich ganz der Suche nach der Wahrheit, nach dem Sinn des Lebens widmen konnte.

Wo er dann seinen Platz in der Gesellschaft fand, würde sich weisen.

2 De Bello Gallico

Joachim wechselte also im zweiten Hauptfach von Kunstgeschichte zu Germanistik. Dafür brauchte er das Kleine Latinum.

Am Gymnasium hätte er es machen können, aber er hatte Französisch gewählt.

So musste er zwei Semester lang den Lateinkurs an der Uni belegen.

Die Sprache gefiel ihm.

Sie war durch und durch logisch. Sie hatte eine berechenbare Systematik. Und sie bot sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten, die es im Deutschen nicht gab.

Das Lernen fiel ihm leicht.

Mit dem Auswendiglernen der vielen Formen und Flektionen hatte er keine Probleme.

Er begriff den Sinn grammatischer Konstruktionen und verstand beim Übersetzen vieles intuitiv.

Martin, sein Jugendfreund, hatte unterdessen auf dem Wirtschaftsgymnasium das Abitur nachgemacht und wollte auch studieren.

Theologie.

Dazu brauchte er, wie Joachim, das Kleine Latinum.

Also belegten sie den Kurs gemeinsam.

Von der Dreierfreundschaft waren nur sie beide geblieben. Noch immer war Martins Zimmer eine Zuflucht für Joachim.

Sie saßen also wieder in Martins Zimmer.

Sie büffelten zusammen Latein.

De Bello Gallico, von Cäsar. Das war einfacher als Cicero und Seneca. Hier erzählte Cäsar einfach von seinen

Feldzügen. Wald roden, Lager bauen, für *res frumentariae* sorgen, Geiseln nehmen.

Töchter und Söhne von angesehenen Männern, Männer *summa audaciae*.

»Das bin ich nicht«, meinte Martin einmal. »Ich bin ein Mann weniger Worte«, sagte er und grinste schief.

Joachim tat es leid, dass Martin sich mit Latein so schwer tat. Er versuchte ihm zu helfen. Er erklärte immer wieder etwas.

Aber es wurde nur der intellektuelle Unterschied zwischen ihnen beiden deutlicher.

»Ich weiß auch nicht«, sagte Martin. »Das mit Latein ist scheiße! Ich krieg das nie hin!«

»Aber du brauchst es für Theologie«, meinte Joachim.

»Ich hab keine Ahnung, wie das werden soll. Wenn ich schon mit Latein solche Schwierigkeiten habe, wie soll das erst mit Griechisch und Hebräisch werden?«

Er pendelte mit dem Oberkörper hin und her, hatte die Deckung oben und schnupfte sich mit der Faust immer die Nase.

»Weißte«, sagte er nach Stallone-Manier, »weißte, ich bin ein einfacher Mann.«

Sie lachten.

Aber Joachim wusste, dass es Martin ernst war.

»Vielleicht ist Theologie doch nichts für mich«, meinte er schließlich und legte das Lateinbuch weg.

»Willst du wechseln?«

»Ich wollte ja eigentlich Kunsterzieher werden. Vielleicht werde ich das ohne *Kunst* vorne.«

»Erzieher?«

»Ich könnte Pädagogik studieren.«

Joachim sagte nichts. Er spürte, dass ihre Lebenswege sich zu trennen begannen.

Martin war vaterlos. Er war Halbwaise und bezog eine kleine Rente, die er der Mutter gab. Er war froh, Abitur gemacht zu haben.

Hin und wieder traf er sich mit Frankieboy.
Der schuftete nun auf Baustellen und machte seinen Zimmermannsgesellen.
Davon wollte Joachim nichts wissen.
Für ihn war Frankieboy gestorben.
Britta war weiterhin mit ihm zusammen, aber irgendwie auch mit Joachim.
Er hing an ihr. Das merkte er.
Er wünschte, sie würde mal einen klaren Schnitt machen. Das wäre schmerzhafter, aber besser. Dann würde er nicht immer so in der Luft hängen.
Martin hatte Frankieboys Verhalten kommentarlos hingenommen.
Er hielt sich raus.
Er war wohl der Ansicht, dass das eine Sache zwischen Britta und Frankieboy war.
Joachim jedenfalls, so sah er es, war raus aus der Sache.

»Jetzt muss ich ein paar Takte spielen«, sagte Martin und schnappte sich seine Gitarre.

Eine E-Gitarre, schwarzweiß. Der von Ritchie Blackmore nachempfunden.

Joachim wusste, was er zu tun hatte.

Er schaltete das Radio ein und drehte am Sendersuchlauf.

Er drehte langsam. Fand einen Sender mit Nachrichten, dann einen Klassiksender.

Martin spielte die ersten Takte.

Die Intro zu *Wish you were here* von Pink Floyd.

Martin konnte keine Noten lesen. Er spielte nach Gehör. Er hatte sich alles selbst beigebracht.

Joachim schaltete das Radio aus, während Martin in Fahrt kam.

Dass der das auswendig spielen konnte!, dachte Joachim.

Und dann sangen sie inbrünstig:

»*So-o-oo, so you think you can te-e-ell*

heaven from he-e-ell
blue skies from pain ... «

Irgendwann wusste Martin nicht mehr weiter, und auch Joachim verließen sie, was den Text anbetraf.

Martin zupfte noch ein bisschen vor sich hin.

Dann stellte er die Gitarre weg und ging an sein Tüschränkchen, hinter dem sich die Bar befand.

»Ich hab übrigens was für dich«, sagte er und öffnete die Lade.

Er holte ein schmales Päckchen heraus, gewickelt in Zeitungspapier, und gab es Joachim.

»Ein Geschenk? Wieso das denn?«

»Als ich das gesehen hab, musste ich gleich an dich denken. Du hast doch einen Japan-Fimmel, oder?«

Joachim packte aus und hielt ein kleines Bändchen in der Hand. Vorne drauf eine Tuschzeichnung und der Titel *Worte der Stille*.

Allerdings hatte Joachim einen Japan-Fimmel!

Seit er als Kind ein Japan-Abenteuer von Lurchi gelesen hatte, verfolgten ihn Bilder von geschweiften Dächern und Bogenbrücken, Geishas mit Schamisen, Riesenlurchen und Seidenspinnerrauen, Kirschblüten und Teezeremonie.

Japan war anders als die übrigen Länder. Japan war geheimnisvoll. Joachim wollte mehr von Japan wissen.

Japanische Gedichte, sagte die Einleitung des Bändchens.
Haikus.

»Hey, vielen Dank! Das kenne ich noch gar nicht.«

Er schaute sich das Bändchen näher an.

Es sah aus wie ein billiges christliches Traktat. Die Gedichte darin waren sehr kurz, manchmal nur drei Zeilen, und ohne Reim.

Ein bisschen arg schmucklos. Das kannte Joachim noch nicht.

Er las zwei, drei Gedichte und war sofort fasziniert.

Das ging tief. Das berührte ihn.

Da war ein Ton darin, eine Schönheit, die ihn ansprach. Da steckte eine tiefe Sehnsucht darin, fand Joachim.

Eine Feinfühligkeit, eine Naturwahrnehmung, eine einfache, klare Sprache, die ihm gefiel.

»Das schaue ich mir zuhause in Ruhe an«, sagte er.

Er war Martin wirklich dankbar für diesen Einfall.

Weiß der Geier, wo er das aufgetrieben hatte!

Leider ging auch diese Freundschaft zu Ende.

Martin fing an, sich mit Britta zu treffen.

Joachim erfuhr es von Britta.

Zuerst war er sauer. Dann versuchte er, über den Dingen zu stehen.

Es sollte ihm egal sein, was Britta tat! Wenn sie jetzt auch noch mit Martin rummachte, würde das Frankieboy nicht sehr gefallen.

Einmal entdeckte er eine Bleistiftzeichnung in einem Rahmen an der Wand in Martins Zimmer.

Er sprach ihn darauf an.

Die Pfadfinderfreunde hatten ihn auch schon darauf angesprochen.

»Das ist doch dem Frankieboy seine«, hatten sie gesagt.

Joachim wollte das gar nicht wissen.

Aber einmal hatte Martin die Lade zu seiner Bar offen stehen. Und Joachim entdeckte zufällig – oder weil Martin es wollte – ein Päckchen Kondome darin liegen.

Das konnte er nicht ignorieren.

»Wofür brauchst du denn Pariser?«, fragte er teils frotzelnd, teils verächtlich.

Und Martin schaute ihn nur an und meinte: »Britta war hier.«

Das traf Joachim.

Martin war offensichtlich wirklich der Meinung, dass Joachim Britta nichts mehr anging.

Britta erzählte ihm, was Martin ihr über ihn gesagt hatte.

Sie solle sich von Joachim fernhalten. Er tue ihr nicht gut.
Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Martin hatte die Freundschaft verraten und sein Vertrauen mit Füßen getreten.

Joachim beschloss, Martin künftig als Rivalen anzusehen.
Als Feind.

Er schrieb ihm einen entsprechenden Brief, und mit dem gemeinsamen Lateinlernen war es vorbei.

Mit der Freundschaft auch.

Die Räucherstäbchenjahre nahmen ein unrühmliches Ende.

Die *Worte der Stille* überdauerten den Bruch.

Mehr noch: Mit diesem Geschenk hatte der alte Freund Joachim einen wichtigen Impuls für sein weiteres Leben mitgegeben.

Dafür war er ihm trotz allem dankbar.

Zuhause las Joachim noch einmal die Einleitung. Er fand den Hinweis auf ein Buch über Haikus, von einem Dietrich Krusche, und besorgte es sich.

Es war teuer, aber Joachim wollte mehr über Haikus erfahren.

Die Gedichte waren traditionellerweise kurz, im Original drei Zeilen zu fünf, sieben und fünf Silben. Das Versmaß wurde im Japanischen durch die Silbenzahl festgelegt.

Das Problem der Haikus war die Übersetzung.

Manche Autoren übersetzten frei und beachteten die Struktur des Originals nicht.

Andere versuchten, das Silbenmuster zu übernehmen. Das funktionierte im Deutschen nicht und führte zu willkürlichen Abwandlungen.

Noch andere wählten eine westliche Form, indem sie reimten oder Ähnliches.

Joachim auf jeden Fall witterte für sein Schreiben und für sein Interesse an Japan einen Schatz.

Die Beschäftigung mit Haikus war es letztlich, die ihn auf den Buddhismus und zu Zen brachte.

Eine Episode in seinem Leben, die weit reichende Konsequenzen hatte.

3 Campus für Christus

Die Stände der Hochschulgruppen vor der Mensa.

Exotentierschau.

Was es alles gab!

Campus für Christus war da nur eine von vielen. Für ihn eine Art Sekte, deren Pamphlete ihn genauso nervten wie die allgegenwärtigen Wachturmverteiler der Zeugen Jehovas.

Jeder wusste, dass die Campusis einen nur missionieren wollten. Man durfte sich auf kein Gespräch mit ihnen einlassen.

Sie kamen einem am Schluss immer mit ihrem Jesus.

Auf den Tischen in der Mensa lagen Faltzettel auf. Hunderte von Broschüren, Einladungen, Angeboten und Werbung für Copyshops.

Nie las er einen beim Essen.

Er benutzte sie nur als Unterlage für seinen Teller.

Einmal setzten sich zwei zu ihm und fragten ihn, was er von dem aufliegenden Infomaterial halte.

»Gute Tellerunterlage«, sagte er wahrheitsgemäß. Er wollte kein Gespräch, er wollte in Ruhe essen.

Sie versuchten es trotzdem und fielen mit der Tür ins Haus

»Was hältst du von Jesus?«

»Eine von vielen Religionen«, sagte er. »Für mich gibt es keinen persönlichen Gott. Ich brauche keine Religion.«

Ob er schon einmal darüber nachgedacht habe, wie es nach dem Tod weitergehe.

»Nach dem Tod ist nichts«, sagte er kurz angebunden.

»Wir lösen uns im Kosmos auf, das ist alles.«

Ob er denn mit diesem Ausgang zufrieden sei.

Und so ging es weiter.

Bis sie ihm von ihrem Jesus erzählen konnten, er fertig gegessen hatte und das Gespräch beendete.

Er stand einfach auf und ging weg.

Sein Bild von Campus hatte sich bestätigt.

Näheren Kontakt zu einem Campusi fand er über das Gottfried-Benn-Seminar.

Mit einem gewissen Jean, einem Franzosen, bildete er eine Arbeitsgruppe.

Jean sprach einwandfrei Deutsch und lud Joachim und seine Kommilitonin Margret zu einem Bibelabend ein.

Aus Jux und Dollerei gingen die beiden hin.

Margret war Joachim sympathisch. Sie hatte einen dicken blonden Zopf und eine freundliche, bodenständige Art.

Er wollte die Gelegenheit nutzen, um mal einen Abend mit ihr zusammenzusein.

Jean benahm sich anders, als Joachim erwartet hatte.

Es wurde kein missionarisches Kaffeekränzchen mit Bibelversen, sondern eine echte Gesprächs- und Fragerunde.

Jean bot Tee und Orangen auf einem Teller an.

Tatsächlich konnte Joachim hier endlich einmal ein paar kritische Fragen zum Christentum stellen.

Zum Beispiel, weshalb das Christentum den Alleinanspruch auf Wahrheit erhob.

Jean erzählte ein wenig über die Bibel. Wie sie aufgebaut war. Dass über sechzig Autoren daran geschrieben hatten. Dass ihre Quellen wesentlich besser belegt waren als etwa Cäsars *Bello Gallico*.

Joachim konterte mit der Frage, wieso man daran glauben sollte, dass dieses Buch Gottes Aussagen enthalte?

Jean nickte und erklärte den beiden, was eine Offenbarungswahrheit war.

Da Joachim in Philosophie von den verschiedenen Theorien über Wahrheit gehört hatte, leuchtete ihm Jeans

Erklärung ein.

Es gab empirische Wahrheit, die sich auf empirische Beobachtung gründete. Es gab eine logische Wahrheit. Und es gab eine Offenbarungswahrheit, auf die der Mensch von selbst nicht kommen konnte.

Sie konnte aus der Welt nicht abgeleitet werden. Jemand musste sie ihm sagen.

Und das behaupteten eben die drei Bücher der theistischen Weltreligionen.

Das konnte man glauben oder nicht.

Wenn man es nicht tat, sagte das nichts gegen den Wahrheitsanspruch des Buches.

Und wenn man es tat, durfte man durchaus von einer Erkenntnis Gottes reden, die das Buch vermittelte.

Weil Gott eben auf natürliche Weise nur begrenzt erkennbar war.

Jean war ihm sympathisch.

Margret sprang nach zwei Treffen ab. Aber Joachim blieb mit Jean befreundet.

Ab und zu gingen sie in der Mensa essen, streiften durch Tübingen und unterhielten sich angeregt.

Wenn alle Campuser so sind, dachte Joachim, dann kann man mit dem Laden ja doch etwas anfangen.

Jean schaffte es nicht, Joachims Atheismus ins Wanken zu bringen.

Aber immerhin dachte Joachim neu über das Phänomen Gott nach.

Er merkte, dass das anders klang als das, was er immer in der Kirche gehört hatte.

Denn das ewige Gerede von Schuld und Erlösung, von Hölle und Gericht schreckte ihn noch immer ab.

Er fragte Jean direkt danach. Jean erklärte, wieso und weshalb. Aber er konnte es nicht leugnen.

Das war Joachim einfach zu pessimistisch. Zu verhärtet.

Das Leben war kein Jammertal. Und aufs Jenseits vertrösten lassen wollte er sich auch nicht.

Das erinnerte ihn alles an seine Großtante, die mit dem Burz.

Manchmal hatte er die Christen im Verdacht, den Leuten erst Probleme einzureden, um ihnen dann Jesus als Lösung präsentieren zu können.

Die Abende bei Jean waren ein wenig das, was Joachim sich unter Studentenleben vorgestellt hatte.

Er blieb mit Jean befreundet, bis der nach Frankreich zurückging, um sein Studium zu beenden.

Mit der Campusgruppe oder einem Mitarbeiter von Campus nahm Joachim nie Kontakt auf.

Noch vor der Zwischenprüfung beschloss Joachim, sein Studium selektiv zu betreiben.

Es hatte in der Philosophie keinen Sinn, alles gelesen und geprüft haben zu wollen. Dazu war es zu viel.

Er musste auswählen.

Das, was für seinen Weg, für seine Suche das Richtige war.

Er wollte seiner inneren Stimme folgen. Er wollte das studieren, was ihn interessierte und ansprach.

Er wollte dort einsteigen, wo es etwas für ihn zu holen gab.

Diese innere Stimme durfte Joachim nicht verlieren. Sie war sein Kompass.

Er entschied nach Gefühl und Faszination.

Manchmal fürchtete er, die innere Stimme zu verlieren. Dass sie durch den Alltag begraben wurde.

Er achtete darauf, sein Eigenstes und Innerstes nicht verschütten zu lassen durch das gewöhnliche Leben.

Das war das Lebensmotto während der Studienjahre.

Und das Eigenste und Innerste war er selbst, so, wie er sich kannte.

Mit seiner Sehnsucht, seinen mystischen Erfahrungen, seinen Höhenflügen und Todestälern, seinen Ängsten und seiner Melancholie und dem Wunsch, ein Kind sein zu dürfen.

Deshalb konnte man ihn nicht mit theistischen Religionen locken.

Er ließ sich zu keiner Entscheidung nötigen.

Er wollte selbst den Weg finden.

Nur sich selbst und seinem inneren Führer konnte er vertrauen.

4 Der alte Weiher

Das Haiku-Bändchen von Martin blieb nicht lange allein.

Joachim besorgte sich weitere Gedichtsammlungen voller Haikus und las sich in die Materie ein.

Die Übersetzungsmethoden waren unterschiedlich. Am meisten lagen ihm die, die sich an das Silbenmuster hielten.

Das klang manchmal etwas holprig und konstruiert, aber das Wesentliche an den Haikus war die Kürze und die Hinführung der ersten beiden Zeilen auf die letzte, die die Pointe brachte.

Eine Vielzahl von Motiven breitete sich da vor ihm aus. Sie erzählten vom japanischen Gang der Jahreszeiten.

Er lernte, dass es bestimmte Signalwörter gab, die jedem japanischen Leser die Jahreszeit anzeigten, in der das Gedicht spielte.

So standen Kirschblüten für den Frühling, Grillengesang für Sommer oder der Mond für den Herbst.

Joachim liebte diese Gedichte von Anfang an.

Erst später erkannte er, weshalb.

Gerade weil japanisches Leben und japanischer Alltag sich in den Gedichten spiegelten. Ein ländliches Japan aus dem vorigen Jahrhundert, in dem die Dichter lebten.

Das hatte etwas von einem Guckkasten.

Ein Japan, wie Joachim es lieben lernte.

Ein Japan der kleinen Dinge, der bescheidenen Beobachtungen, der alltäglichen Sinnlichkeit.

Der Zauber der gewöhnlichen Gegenstände und Erscheinungen.

Da war von Kiefernzweigen die Rede, in denen der Wind fauchte.

Von Teichen, die im Mondschein umrundet wurden.

Vom gekochten Reis und dem Kuckuck im Garten, von Heuschrecken und Schnecken und natürlich von Kirschblüten und Tempeln.

Diese Bescheidenheit war Zurückhaltung. Eine Reduktion aufs Wesentliche, oft leichtmütig durch Humor.

Joachim ahnte, auf welchen Schatz er da gestoßen war.

Von Zen hatte Joachim bis dahin noch nie etwas gehört.

Aber immer wieder las er, dass viele Haikus auf der Zen-Philosophie beruhten.

Es gehe, las er, um den Akt der Erleuchtung im Buddhismus.

Das Haiku wolle den Leser in das Erleuchtungsgeschehen hinein versetzen.

Es sollte nicht etwas beschrieben oder dargestellt werden. Sondern es ging darum, den Augenblick der Erleuchtung im Gedicht selbst hervor zu rufen.

Der Offenbarung einer anderen Wirklichkeit.

Joachim witterte sofort mystische Erfahrungen dahinter.

Ein Weg hin zur Wirklichkeit hinter den Dingen. Dorthin wollte Joachim.

Sei es durch Philosophie, sei es durch Mystik, oder nun eben Zen.

Was war Zen?

Zunächst, für ihn, eine Meditationsweise.

War das der Grund, weshalb ihn Japan so faszinierte?

Weil er spürte, dass die Japaner diese andere Wirklichkeit kannten? Dass diese Erfahrung in ihre Kultur eingegangen war?

Und was für eine Wirklichkeit war das?

Er las die Gedichte wieder und wieder.

Manche bedeuteten ihm nichts.

An anderen blieb er hängen.

Und manche waren eine Offenbarung für ihn.

Was dort, im Gedicht, beim Lesen, geschah, war ein Ereignis.

Eine Erkenntnis ohne Worte.

Die Erkenntnis wurde von den Worten nicht umfasst, sondern nur ausgelöst.

Der Eindruck, der beim Lesen entstand, war viel größer als der kurze Augenblick oder der kleine Winkel, der im Haiku portraitiert wurde.

Er war eine Wahrheit.

Joachim begann, diese andere Wirklichkeit zu erahnen.

Er las von Bashô, einem Wandermönch aus dem neunzehnten Jahrhundert. Er las von dem Maler Buson, und von Issa, der in großer Armut gelebt hatte.

Das berühmteste Haiku von Bashô gehörte bald zu den Lieblingsgedichten von Joachim.

Es ging so:

Der alte Weiher.

Ein Frosch springt hinein.

Das Geräusch des Wassers.

Da wurde nichts erzählt, begeisterte sich Joachim. Da kam man mit den klassischen Methoden der Gedichtinterpretation nicht weiter.

Die Szene erstand vor dem inneren Auge: ein alter Teich, vielleicht in einem Tempel.

Das ruhende Wasser.

Die Pflanzen an seinem Rand.

Dann bringt der Sprung des Frosches eine plötzliche Bewegung in die Szene, und beides, Ruhe und Bewegung, Stille und Geräusch kulminieren in dem Laut des Wassers.

Mit diesem Geräusch des Wassers springt das Bild auseinander und offenbart das, was dahinter steht: die

Wirklichkeit hinter den Dingen.

Joachim forschte weiter.

Er wünschte sich ein Seminar dazu oder eine Vorlesung. Aber dazu hätte er bei den Japanologen mausen müssen.

Also recherchierte er auf eigene Faust. Er belegte ein Linguistik-Seminar »Deutsch und Japanisch«, geleitet von einem japanischen Gastprofessor.

Noch war Joachim das alles fremd.

Aber die Gedichte sprachen ihre Sprache und bezeugten, dass da etwas Wahres dran sein musste.

Besonders faszinierte ihn die Alltagswelt, die darin vorkam.

Die Achtung und Würdigung, die dem Kleinen, Unscheinbaren zuteil wurde. Den einfachen Gegenständen, den gewöhnlichen Dingen und Verrichtungen.

Richtig wohlig wurde es ihm etwa, wenn er Issa las:

*Ein warmes Bad,
ein Gebet zu Buddha –
ein Kirschblütenzweig.*

Joachim erkannte, dass die unscheinbaren Dinge eine tiefe Geborgenheit vermitteln konnten.

Er kam auf den Gedanken, das selbst im Alltag auszuprobieren.

Er wünschte sich, selbst solche Idyllen zu entdecken und sein Erleben darauf auszurichten. Den Blick dafür schärfen und wissen, dass das eine Frage der Ästhetik war.

Er wollte achtsam sein auf die Gegenstände, die er zur Hand nahm, und bewusst damit umgehen.

Er wollte jedes Ding in seiner Einfachheit und Selbstverständlichkeit sehen, aber auch seine Bedeutsamkeit würdigen.

Dann, so hoffte er, blitzte auch ihm zwischen den Dingen die andere Wirklichkeit auf.